

Bruhnenberg bestand aus einer Unterstadt und einer Oberstadt. Es sei naiv anzunehmen, das hätte keine Auswirkungen auf die Infrastruktur, verlautete die Broschüre des Fremdenverkehrsamtes, schließlich lägen zwischen unten und oben etwa 300 Höhenmeter, aber 'unten und oben' sei in der Hauptsache ein topografischer Begriff.

Wer solches glaubt, kennt die Bruhnenberger nicht. Bei ihnen zählt eine Metapher noch etwas, oben ist höher als unten. Die Realschule und die Klinik befanden sich beispielsweise auf dem Berg, während die Hauptschule im Tal bleiben musste. Oben die moderne Mehrzweckhalle, unten ein muffiges Turnhaus, das wegen Baufälligkeit nicht benutzt werden durfte.

Hier bin ich richtig, dachte Karstner. Wer den Rang des Menschen auf die Landschaft überträgt, ist eine wahrhaft poetische Natur. „Unten sein“, das muss etwas mit dem alten Kriegshandwerk zu tun haben, wer unten ist, liegt auf dem Schlachtfeld, oben sitzt der Feldherr auf dem Ross.

Bruhnenbergs Oberschicht sammelte sich in mehreren Neubaugebieten, die sich in drei oder vier Erschließungsmaßnahmen wie eine Hautkrankheit in die Wälder der Hochflächen gefressen hatten. Zuerst planten hochkarätige Experten die Kanalisation und Straßenbeleuchtung, dann wurden die Parzellen mit Ein- und Mehrfamilienhäusern aufgefüllt. Kleine Schlösschen stehen neben kanadischen Blockhäusern, unterbrochen von Doppelgaragen für die Geländewagen.

Wer als Gasthaus oder Einzelhändler unten überlebte, verdankte dies dem engen Mäander der Bruh, dem

auch die Hauptverkehrsstraße zu folgen hatte. Durchreisende Fremde ernährten die Bewohner der Engstelle; mancher Reiche kam samt Kamel durchs Nadelöhr. Das ging eine Weile gut, die Gemeinderäte, allesamt Bewohner der Oberstadt, ließen aber eine Straßenröhre durch den Berg bohren, um den Hochdruck aus Bruhnenbergs zartem Blutgefäß zu lassen, und dies gelang so gründlich, dass bald kaum mehr Blut floss und die Ader verödete. Schwaderer hielt sich mit seiner Metzgerei eisern, er lockte die Schulumtits, indem er einen Parkplatz „Nur für Kunden“ einrichtete.

Hier nun prangte Johannes' hübsches Firmenschildchen „Karstnerei“.

Es dauerte nicht lange, da klingelte es an seiner Wohnungstür. Als er öffnete stand die wacholderduftende Metzgereifachverkäuferin davor und sagte: „Für Sie.“ Hinter ihr erschien der Bürgermeister. Er drängte sofort mit breitem Festzeltlächeln in Karstners Wohnung.

„Trühse, Bernhard Trühse, ich bin hier der Schultes.“ „Treten Sie näher“, wollte Johannes sagen, doch Trühse stand schon in der guten Stube.

„Sie wollen hier also eine Karstnerei eröffnen.“ Der Schultes war es gewohnt, nicht lange um den heißen Brei zu reden, vor allem dann nicht, wenn er es wie hier mit einer unterstädtischen Angelegenheit zu tun hatte.

Karstner wunderte sich, wie selbstverständlich dem Schultes das Wort 'Karstnerei' über die Lippen kam, so als sei dies ein längst eingeführter Begriff und also nicht von Johannes selbst erfunden worden.